

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337645](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337645)

Hammel enthält 492 Haken, und können in derselben gleichzeitig 240—250 Stück Kleinvieh ausgeschlachtet werden. Die Großviehslachthalle ist 41 Meter lang und 24 Meter breit und zerfällt in 3 Schiffe, in welchen 170 Transportaufklagen mit ebenso viel Paar Drillingshaken zum Aufhängen der Thierhälften vorhanden sind. Die geschlachteten Thiere können auf dem Transportgeleis in Form einer Hängebahn aus allen Hallen entfernt und in die Kühlhallen verbracht werden, in welcher ständig durch Eis, welches in einer eigenen Eisfabrik mit einer Stundenleistung von 12 Ctr. Klareis hergestellt wird, eine niedere Temperatur herrscht. Ein eigener Zerstückelungs-, Fleischhackraum, Kuttlerei u. s. w. dient zur weiteren Bearbeitung des Fleisches. Da alle Räume reichlich mit Wasser versehen sind, herrscht die peinlichste Sauberkeit, und ist es eine wahre Freude, der blutigen Arbeit der Metzger hier zuzusehen, wodurch eine Großstadt mit der nöthigen Fleischnahrung versorgt wird.

Die prächtigen Thiere haben aber die Landwirthe geliefert. Hier sieht man, wie die Städter auf die Landwirthschaft angewiesen sind, wie die große landwirthschaftliche Ausstellung überhaupt klar vor Augen führt, welchen Vortheil auch die Industrie von einer blühenden Landwirthschaft hat, wie diese beiden großen Erwerbszweige auf einander angewiesen sind und daher nicht im Gegensatz zu einander stehen sollten, sondern zusammen am Wohlstand des Volkes arbeiten müssen.

Es sollte kein Bauer, dessen Mittel es einigermaßen erlauben, jedenfalls kein Mitglied des Unter- und Hinterlandes es veräumen, die große Ausstellung in Mannheim im Juni zu besuchen, wo er alle Thiere der Landwirthschaft in einer Zahl und Zusammenstellung, ebenso alle Geräthe finden wird, wie wohl bei keiner anderen Gelegenheit, und wo er die besten Vergleiche anstellen und etwas lernen und für seine eigene Wirthschaft gewinnen kann.

## Ein ostpreussischer Winterabend beim Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.

Von G. Mankowski.

Abenddämmerung liegt über der niedrigen Bauernstube. Kein Ticken einer Wanduhr unterbricht die feierliche Stille — aus dem sehr einfachen Grunde, weil damals Wanduhren für Luxusgegenstände galten, welche nur in die Säle vornehmer Leute gehörten. Aus dem Stande der Sonne bestimmte man die Zeit und besaß darin eine Sicherheit, wie sie heute noch den Naturvölkern eigen ist.

Und die Nacht? Auch die hat ihre Zeitmesser. Bald nach Mitternacht beginnt der Hahnenschrei und erwacht nach etwa vierstündiger Pause abermals. Nach Minuten und Sekunden brauchte man noch nicht zu rechnen, und da kam man schon mit Sonnenstand und Hahnenschrei aus. Ja, die Hähne krächten damals gerade so wie heute, und der Hahnenschrei war eine zuverlässigere „Weckuhr“ für das Haus, als unsere Wanduhr, wenn sie am Abend nicht aufgezo-gen wird oder Altersschwäche ihren Gang beeinträchtigt.

Was nur Heinrich, dem Hausvater, fehlen mag? Er sieht recht verdrossen aus. — Nun hab ich's! Er ist ungehalten über die Kartoffeln, die er überwintern muß. Wenngleich er dazu auch keines Kellers und keiner Miethede bedarf,

so kommt es ihm doch als große Last vor, die verhassten Kartoffeln in irgend einem größeren Gefäße aufzubewahren. Wer ist denn Kartoffeln? Und was doch die Regierung „mit dieser Plage“ bezweckt! —

Jetzt tritt der Fünfziger an das niedere Fenster und schaut gen Himmel. „Wie die Hörner der Mondsichel glänzen!“ spricht er zu seiner Umgebung. „Sterngefunkel, Schneegligern, klare Luft —, ich wette, es giebt stärkeren Frost ab.“

„Ihr habt recht, Väterchen,“ antwortet der älteste Knecht, der zuletzt ins Zimmer kam und auf einem primitiven Strohsessel sitzt. „Auf dem Galgenberg heulen die Wölfe in allen Stimmhöhen, bald stärker, bald schwächer; ganz gewiß friert es noch stärker. Bestien das! Vergangene Nacht haben sie unweit des Dorfes ein paar Hunde gefressen, müssen also nichts Besseres angetroffen haben, ihren unersättlichen Magen zu füllen. Wehe, wenn sie in einen Stall eindringen!“

„Wehe auch dem Reisenden, den ein unaufschiebbares Geschäft am Abende zu einer Reise durch buschiges Gelände zwingt! Leicht wittern

die vom  
fährt  
wie ei  
einmal  
daß er  
brenne  
nügt u  
und S  
die Flu  
klagt de  
Ohren.

Wied  
ein, na  
Kohlen  
mehr si  
desto u  
mühens  
Nähe.

„Hat  
merkt n  
aus ein  
und hal  
machen.  
der sch  
Stahlth  
zu glim  
dazu ge  
lustig

und Ju  
jekt pro  
daran e  
stark ih  
Zwar f  
zur De  
Arbeiter  
tritt an  
werden  
so schön  
Liedlein

Bald  
Abend  
einmal  
Sobald  
sich Gr  
betrachte  
stirnten  
Luft, u  
drückte  
Sie hör  
der Wö  
durch v  
frommer  
Ecke des

die von Heißhunger befallenen Bestien das Gefährte und fallen darüber her oder treiben es wie einen Spielball vorwärts. Werden wieder einmal nach dem gräßlichen Förster schicken müssen, daß er den Hungerleidern eins auf den Pelz brenne und sie vom Dorfe vertreibe; denn was nützt unser rottenweises Vorgehen mit Prügeln und Spießeln! Kaum haben wir die Bestien in die Flucht getrieben, so sind sie schon wieder da," klagt der Hauswirth und kraut sich hinter den Ohren.

Wieder tritt eine kurze Pause des Schweigens ein, nach deren Beendigung die Hausfrau die Kohlen im Kamin anzublafen versucht; aber je mehr sie sich anstrengt, eine Glut zu entfachen, desto mehr sieht sie das Vergebliche ihres Bemühens ein, kein Funken glimmt mehr unter der Asche.

"Habt wieder das Holz zu sehr erspart," bemerkt mit leichtem Spott der Hausvater, langt aus einem Loch im Balken Stahl, Feuerstein und halb verkohlte Lappen hervor, um Feuer zu machen. Einige Male reibt sich der Stahl an der scharfen Kante des Feuersteins, glühende Stahltheilchen fallen auf den Zunder, er beginnt zu glimmen; schnell sind Stroh und Kienstücklein dazu gelegt, die Hausfrau bläst tüchtig hinein — lustig flackert im Kamin ein Flämmchen empor, und Jung und Alt blickt nach dem Feuer, das jetzt prasselnd ins Holz fällt. Die Magd zündet daran einen langen dünnen Kienstreifen an und steckt ihn an einen Pflock, der als Leuchter dient. Zwar flackert das Licht und sendet vielen Qualm zur Decke; aber zur Verrichtung gewöhnlicher Arbeiten genügt diese Lichtfülle und Güte. Alles tritt an den Spinnrocken, und in fröhlicher Runde werden Fädchen gedreht, wie Seide so glatt und so schön. Die Mägde stimmen obendrein ein Liedlein an.

Bald dampft auf dem Tische ein frugales Abendbrot. Alles drängt sich dazu, und noch einmal schnurren die Räder des Spinnrockens. Sobald aber die Pferde abgefüttert sind, begiebt sich Groß und Klein zur Küche. Der Hausvater betrachtet noch eine Weile die Pracht des gestirnten Himmels, dann wird es dunkel in der Luft, und er wundert sich über das halb unterdrückte Bellen der Hunde. Die armen Köter! Sie hören die furchtbaren Laute ihrer Todfeinde, der Wölfe, und der Instinkt sagt ihnen, sich durch vorlautes Bellen nicht zu verrathen. Die frommen Schafe drängen sich ängstlich in eine Ecke des Stalles; denn sie ahnen das Verderben,

welches ihnen der Wölfe Heulen ankündigt. Selbst die breitgestirnten Rinder legen sich wiederkäuend mit den Hörnern der Stallthüre zu, um auf alle Fälle kampfbereit zu sein. Wie Alles am Leben hängt und sich so schwer von ihm trennt!

Noch steht der Bauersmann im Zimmer, da schlagen die Hunde an, und im Galopp saust ein Schlitten auf den Hof. Flugs springt der Bauer hinaus und erkennt zu seiner Verwunderung den Schwager aus Senditten.

"Um Himmelswillen, Schwager, um diese Zeit kommst Du her? Was ist denn vorgefallen?"

"Gott sei gedankt, daß es so abgegangen ist," antwortet der Angekommene leuchtend. "Denke Dir nur, kurz vor dem Dorfe fielen uns drei Wölfe an; alles Schreien half nichts, die Bestien folgten unserem Schlitten, und wie der Wind rasten die Pferde davon."

Ein großer, auf dem Schlitten sitzender Junge malt noch greller den Schrecken aus, den die tolle Fahrt heraufbeschworen.

"Was fangen wir nun aber an?" fährt der geängstigte Mann im Gespräche fort. "Ich muß heute noch den alten Böhnigt aus Grünthal holen, daß er meinem Weibe das gebrochene Bein zurechtziehe. Sie holte vor einer knappen Stunde Mehl vom Bodenraum, um es Nachts in der Stube durchwärmen zu lassen, machte dabei einen Fehltritt und brach das Bein."

"O, die arme Schwester!" jammerte Heinrich.

"Ja, da muß noch in der Nacht Rath geschafft werden, sonst ist's am Ende zu spät. Wir dürfen uns vor den Wölfen nicht scheuen. Gut, ich komme mit! Wir bewaffnen uns mit Heugabeln und einigen langen Messern, so werden wir schon durchkommen, falls wir noch einmal von den Bestien angefallen werden."

Nach dieser Rede gingen die beiden Schwager für einige Augenblicke ins Zimmer, dann ging es weiter hinein in den Abend zum alten Böhnigt nach Grünthal, der ob seiner Heilkunst weit und breit im Rufe stand, obwohl alle an Knochenbruch von ihm Behandelten nichts weniger als gerade Menschen wurden.

Die Fahrt ging glücklich von statten. Als sich aber auf unserem Bauernhofe Alles am Morgen erhob, beklagte der Knecht den Verlust zweier Mutterchafe mit Lämmern aus einem aparten Stalle. Sie waren spurlos verschwunden und eine Beute der Wölfe geworden, die damals ärger auf den bäuerlichen Gehöften hausten, als die frechsten Diebe.

## Storch und Krokodil.

Der Storch kam wieder an den Nil  
Zurück und traf das Krokodil,  
Erzählte ihm von seiner Reif',  
Von kalten Ländern, Schnee und Eis.  
„Was, Eis und Schnee, was ist denn das?“  
Frug es, „erklär' mir, wie und was.“  
Und er beschrieb des Nordens Weh,  
Wo niederfällt statt Regen Schnee,  
Wo Bach und Strom in Eis erstarrt,  
Ja, wie der See wird fest und hart,  
Daß Wagen, Roß und Reitersmann  
Darüber ledlich fahren kann.  
Da fuhr das Unthier auf ihn los

Und schnappte mit dem Rachen groß;  
Der Storch entrannt mit Müß' und Noth  
Durch schnelle Flucht dem sichern Tod.  
Das Krokodil rief voller Wuth:  
„Du Lügenmaul meinst es nicht gut  
Mit mir und hältst mich für so dumm,  
Daß ich Dir glaube. Rehr' nur um  
Und laß Dich nie mehr bei mir seh'n,  
Erwidr' ich Dich, soll's böß Dir geh'n!“

Es ist und bleibt das alte Lied:  
Ein Thomas glaubt nur, was er sieht.

Hans W. Grüninger.

## Humoristisches.

[Trugschlüsse.] Ein Viehhändler in Schrimm läßt seinen Sohn studieren. In den Ferien kommt der Letztere zu Besuch nach Hause. In einem Plauderstündchen fragt der Vater den Sohn, was er denn eigentlich studiere. „Philosophie,“ antwortet dieser. „Philosophie, was ist das?“ fragte der Vater weiter. „Das ist mit wenigen Worten schwer zu erklären, und Du würdest mich doch nicht verstehen. Aber ich will versuchen, es Dir durch ein Beispiel klar zu machen. Also: Du glaubst, Du siehest in Schrimm, nicht wahr?“ — „Jawohl, und das bin ich auch.“ — „Nein, ich werde Dir mit Hilfe der Philosophie beweisen, daß Du nicht in Schrimm bist.“ — „So?! Da wäre ich denn doch neugierig!“ — „Also: Wenn Du in Schrimm bist, dann bist Du doch nicht in Lengefeld, wie?“ — „Nein, dann bin ich nicht in Lengefeld.“ — „Wenn Du aber nicht in Lengefeld bist, dann bist Du doch anderswo, nicht wahr?“ — „Gewiß.“ — „Na, also, siehst Du, da Du anderswo bist, so bist Du doch nicht in Schrimm!“ — „Richtig, richtig!“ murmelt der Vater und verfällt in Nachdenken. Mit einem Male giebt er seinem Sohne eine ganz gehörige Ohrfeige. „Aber Vater!“ ruft dieser ganz erstaunt, „warum schlägst Du mich?“ — „Ich?“ fragt der Vater ebenso erstaunt, „ich habe Dich doch nicht geschlagen.“ — „Aber natürlich hast Du mich geschlagen! Ich spüre es nur allzu deutlich an meiner brennenden Wade!“ — „Ich habe Dich nicht geschlagen.“ — „Aber . . .“ — „Da giebt es gar kein Aber. Ich werde Dir beweisen, daß ich Dich nicht geschlagen habe, und zwar mit Hilfe Deiner Philosophie: da Du in Schrimm bist, während ich, wie Du mir bewiesen hast, anderswo bin, so kann ich Dich doch unmöglich geschlagen haben.“

[Ein satyrischer Windstoß.] Ein französisches Witzblatt erzählt eine hübsche Geschichte aus der Zeit, da Napoleon III. noch Präsident war. Auf der Reize nach dem südlichen Frankreich, die er 1851 unternahm, um die Bevölkerung für das Kaiserthum zu gewinnen, kam er auch nach Bordeaux. Dort waren große Vorbereitungen für seinen Empfang getroffen worden; der Präfect hatte unter Anderem auch eine Triumphpforte errichten lassen, auf deren Höhe ein Genius mit einem Lorbeerkranz stand, der die Aufschrift trug: Er verdient ihn. Der Lorbeerkranz sollte sich in dem Momente senken, wo Napoleon den Triumphbogen passirte. Nun erhob sich wenige Augen-

blicke bevor Napoleon eintraf, ein heftiger Wind und riß den Lorbeerkranz herab, so daß, als Napoleon kam, nur der Stiel, womit der Kranz befestigt war, übrig blieb und daneben die Aufschrift: Er verdient ihn!

[Entgegenkommend.] Siegfried Reibeles, erster Buchhalter, hat sich in Abwesenheit seines reichen, aber sehr geizigen Prinzipals mit dessen Tochter verlobt. Er richtet folgendes Telegramm mit bezahlter Rückantwort an seinen zukünftigen Schwiegervater: Soeben mit Betty verlobt — Mama einverstanden — bitten auch um Ihren Segen. Segen bezahlt. Betty und Siegfried.

[Er weiß sich zu helfen.] Lehrer: „Die ersten Menschen waren ganz allein auf der Welt! Nun, was würdest Du denn da thun, Isaac, wenn Du ganz allein auf der Welt wärest?“ — „Ich!“ lächelt der Kleine, „ich ging nach Frankfurt — dort hab' ich e' Tant'!“

[Eine brave Seele.] Offizier: „Nun, Anton, wie geht es dem Deinem Hauptmann? Ich höre, er ist krank geworden?“ — Offiziersburche (Pote): „Armes Herr Hauptmann ist leider sehr krank! Wollte mir eben Stiefel an Kopf werfen, war aber noch zu schwach!“

Der Kleine Otto (der in der Zeitung liest, daß in einer Fabrik ein großer Streik ausgebrochen sei): „Ach, wenn nur die Herren Lehrer auch einmal streiken thäten!“

[Zieht nicht.] Lehrer: „Hans, Du bist ein unsegllicher Faulpelz, ich will's Deinem Vater sagen!“ — Hans (dessen Vater Rentier ist): „Herr Lehrer, der thut selber nichts!“

[Unnötig.] Sie (wüthend): „Das sage ich Dir, wenn ich einmal gestorben bin, lasse ich Dir Tag und Nacht keine Ruhe!“ — Er (pomadig): „Na, da brauchst Du doch nicht erst zu sterben!“

[Vom Dorste.] Wirth: „Sieht od nu heem, 's Bier wird olle. De Hähne fangen schon an zu krähen.“ — Bauern: „Na, Wirth, lügt od ne! Eine Bierhähne können ja gar ne krähen.“

[Ein Kenner.] Gattin: „Ich glaube, die Schriftsteller, die in den Abendblättern immer über die Ehe spotten, sind Junggesellen; vielleicht ist nicht Einer von ihnen verheirathet!“ — Gatte: „Das glaube ich auch; wenn man verheirathet ist, vergeht Einem das Witzmachen!“

Ja u  
Ref  
land  
meiner  
M., gefu  
krutenzei  
mit all'  
mit dem  
ankam, h  
manchma  
Im H  
meinem  
einen au  
mir lage  
ich studie  
für mich  
und zwa  
ein eigen  
zum Fen  
unser kle  
theilten  
armen I

Unser  
dem Raf  
Refuten  
überhört  
gewesen  
mando n  
dafür g  
kleinen  
Biest, h  
große  
ins Jess  
wurde t  
erste Lef  
Zuzwisc  
und the  
Als Ges  
nicht all  
ich mich  
lassen.  
Blicke,  
Phyfiog  
neuen P  
dachte i  
Deine  
Schicksa  
flechten;  
schnell.  
Voraus  
H. war  
sünnig.  
wir glei

Nach  
„Stuben  
der Ein

## Eine Erzählung aus meinem Soldatenleben.

„**A** wir Deutsche haben's Muth,“ hört man in der Rekrutenzeit allerorts die angehenden Vaterlandsvertheidiger singen. So mag auch der Held meiner Erzählung, der nachmalige Soldat H. aus M., gesungen haben. Als aber die schöne Rekrutenzeit vorüber und die wirkliche Rekrutenzeit mit all' ihrer Prosa, in welcher der Federnhut mit dem Waffenrock vertauscht werden muß, herankam, hat der Muth den Soldaten H. allerdings manchmal in Etiche gelassen.

Im Herbst 1892 saß ich Mittags gemütlich in meinem Verschlag auf Stube Nr. 5 und rauchte einen ausgezeichneten Glimmstengel à 3 Pfg. Vor mir lagen die Schieß- und Exerzierreglements, die ich studieren sollte. Diese Wissenschaften waren für mich von Werth, weil ich ein Bechargeter war und zwar — Gefreiter. Plötzlich wurde ich durch ein eigenthümliches Getrampel gestört, ich blickte zum Fenster hinaus und siehe da, soeben brachte unser kleiner Sergeant B. die der Batterie zugeheilten Rekruten. Der alte Soldat nennt diese armen Teufel kurzweg „Polacken“.

Unser kleiner Sergeant kommandirte dann auf dem Kasernenhofe gebieterisch „Halt“. Einer der Rekruten, ein langer Kerl, schien das Kommando überhört zu haben oder nicht darauf vorbereitet gewesen zu sein, denn er führte nach dem Kommando noch einen Schritt aus und wurde aber dafür gleich mit den freundlichen Worten des kleinen Sergeanten angedonnert: „Verstuchtes langes Biest, hast Du mir nicht verstanden? Ich habe große Lust, Dir gleich zum Empfange fünf Finger ins Gesicht zu schmeißen.“ Der so Angeredete wurde todtenbleich, und ich glaube, daß ihm diese erste Lektion den Kater ordentlich vertrieben hat. Inzwischen kam der gestrenge Herr Wachmeister und theilte die Rekruten in Korporalschaften ein. Als Gefreiter war ich Hilfspflichtführer eines nicht allzuschlaun Unteroffiziers. Deshalb mußte ich mich natürlich bei der Eintheilung auch sehen lassen. Ich musterte die Rekruten mit prüfendem Blicke, wobei mir einer auffiel, dessen ganze Physiognomie verrieth, daß er mindestens den neuen Verlustszünder nicht erfunden habe. Da dachte ich gleich: „Wenn Du nur den nicht in Deine Korporalschaft bekommst.“ Aber mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten; was man nicht will, geschieht oft sehr schnell. H. wurde mir zugetheilt. Was mir im Voraus auffiel, bewahrheitete sich in allen Stücken. H. war krumm, dumm, verschmißt, faul und eigensinnig. Daß H. faul und verschmißt war, werden wir gleich sehen.

Nach einigen Wochen wurde H. eingetheilt als „Stuben-da-jour“. Dieser Dienst erfordert, daß der Eingetheilte die Stube im Allgemeinen reinigen

und in Ordnung halten muß; auch muß derselbe für Feuerung und Licht sorgen.

Am dem besagten Morgen, an dem H. diesen Dienst zu besorgen hatte, mußte ich früh in eine Reifestunde und von da zum Exerzieren, kam also vor dem Ausrücken der Rekruten nicht mehr nach Hause, um den H. überwachen zu können.

Mittags beim Appell schrie mich der Wachmeister, sobald er mich sah, fürchterlich an mit den Worten: „In Ihrer Stube ist eine miserable Ordnung, da sieht es aus, wie in einem Schweinestall, es ist nicht ausgekehrt, nicht gelüftet, ebenso sieht das Waschwasser noch in den Eimern. Wenn ich Ihre Stube nochmals in einer solchen Verfassung antreffe, werde ich beim Hauptmann beantragen, daß Sie eingesperrt werden. Für dieses Mal erhalten Sie eine Straßsonntags-Stallwache, haben Sie mich verstanden?“ „Jawohl, Herr Wachmeister!“ antwortete ich pflichtgemäß und biß vor Zorn die Zähne zusammen. Also diese Suppe hatte mir H. eingebracht, das stand fest.

Am Sonntag, wenn andere Kameraden spazieren gehen, den ganzen Tag nebst der Nacht in den stinkenden Koffstall hineinstehen, wegen der Faulheit und Pflichtvergessenheit eines Andern, war auch für meine ruhige Natur zuviel. Ich ließ den H. vor mich rufen.

Auf meinen Vorhalt erwiderte er mir trocken: „Herr G'freiter, i hab' heut' morga uf eimol Durchfall bekumme, deshalb hab' e im Zimmer nit kenne Ordnung mache, i hab' denkt, die Andere werde's scho mache, wenn i nit do bin.“ Seine Kameraden erzählten mir, er sei gleich nach dem Aufstehen in die Kantine gegangen, habe dort einen Schnaps getrunken, einige Milchbrötchen verschluckt und sei dann auf den Abort geseßen, bis es Zeit zum Antreten war. Sie hätten ihm gleich Vorwürfe gemacht, worauf er gesagt habe: „Der G'freiter soll si Stuba selber fega.“ Also dumm, aber faustdick hinter den Ohren. Abends ließ ich die Andern früher wie sonst zu Bette gehen. Dem Kanonier H. gab ich den Auftrag, nunmehr das ganze Zimmer zur Strafe pikfein in Ordnung zu machen, während dessen ich ihm Instruktion geben werde. Nach einiger Zeit begab ich mich ins Unteroffizierskasino, um mir meinen, von dem vielen Sprechen geholten Durst zu stillen. Nach etwa einer Viertelstunde lehrte ich zurück, fand aber den Kanonier H. weder bei der Arbeit, noch im Zimmer, noch im Bette, wohl aber in der Kantine bei einem Glas Bier, Schwarzwurst und Brot. Als ich ihn frug, warum er ohne Erlaubniß von der Arbeit weggelaufen sei, erwiderte er: „O Herr G'freiter, 's ist mir bei dem Fega so nüachter worda, daß i halt ebbes hab' zu mer nema müassa.“ Was sollte ich nun auf eine solche

Antwort machen? Den Schlingel ins Bett jagen, war das Vernünftigste, was ich thun konnte.

Wir plagten uns nun monatelang redlich mit H. herum. H. stellte sich aber in allen Stücken so ungeschickt an, daß er auch nicht zur geringsten Berrichtung am Geschütz zu gebrauchen war. Nichtsdestoweniger mußte man den H. in allen 5 Nummern unterrichten und auch üben lassen. Eines schönen Tages kam der Befehl, daß die Batterie an einer Feldbienstübung theilzunehmen habe. Vor dem Ausrücken theilte der Vicewachmeister die Kanoniere ein, und auf speciellen Wunsch des Herrn Hauptmanns bekam H. diejenige Nummer des Geschützes, der es obliegt, die Kanone abzufeuern. Ich dachte gleich, daß es mit H. eine Komödie absetzen wird, und richtig kam es auch so.

Die Batterie stand in Deckung. Die Infanterie war schon ins Gefecht verwickelt, da sprengte ein Ordonanzreiter daher und meldete: „Befehl von Herrn Oberst . . . die Batterie soll schleunigst auf der Anhöhe links vom Walde, die von hier sichtbar ist, Stellung nehmen und das Feuer sofort auf die feindliche Infanterie eröffnen.“ Nun ging der Tanz los. H. war beim ersten Geschütz. Der Hauptmann befahl: „An die Pferde! Batterie aufgefessen! Zu einem rechts brecht ab, Galopp, Marsch!“ Das Geknatter der Gewehre der in das Gefecht verwickelten Infanterie, die schmetternden Signale, die wirbelnden Trommeln, das Spektakel der im Galopp fahrenden Geschütze über Stock und Stein, das Donnern der feindlichen Kanonen, alles das brachte unsern armen H. ganz außer Fassung. Ich kann das jämmerliche Gesicht heute noch sehen, wie er ängstlich bald nach rechts, bald nach links schaute und offenbar glaubte, jetzt gehe es dem Ende zu. Auf einmal schmetterte das Signal: „Links marschirt auf, Marsch, Marsch!“ Darauf das Kommando des Hauptmanns: „Im Vorgehen, prozt ab! Granaten, geradeaus, feindliche Schützenlinie, an der Straßenchaußee, 1800, vom rechten Flügel, Feuer!“ Das Geschütz war in aller Geschwindigkeit mit einer Manöver-Kartusche geladen, und der zugführende Leutnant kommandirte: „Erstes Geschütz, Feuer!“ Aber o weh! Anstatt eines erderschütternden Knalles hörte man des Kanoniers H. klägliche Stimme: „D 's geht los! 's geht los! Muatter hilf, hilf!“ Dabei stand er mit schlotternden Knieen am Geschütz und hatte die Schlagröhre in der Hand, und auf seinen dicken Backen rollten die Thränen. Um das Feuer nicht aufzuhalten, kommandirte der Zugführer schnell: „Zweites Geschütz, Feuer!“ Ein Knall, und unser H. schrie fürchterlich, indem er sich die Ohren zuhielt: „O Muatter, o Muatter, die schießst mich ja todt!“ Nun kam aber der Hauptmann herangeprengt und brüllte: „Feigling, Schuft, wenn Du nicht sofort dieses Geschütz abfeuerst, lasse ich Dich vom Plaze arretiren und kommst wegen Feigheit und Insubordination auf Festung. H. ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern weinte

immer lustig weiter und sagte wiederholt: „D 's geht los, 's geht los!“ Der Hauptmann schrie dazwischen: „Nein, Schuft, es kann ja nicht losgehen, wenn Du nicht abziehst!“ Alles half nichts, H. wurde zur Proze zurück gejagt und mußte Nr. 5 übernehmen. Der Hauptmann sperrete ihn nachher nicht ein, weil ihm die anderen Offiziere im Kasino, wie eine Kasinoordonanz sagte, abgerathen und herzlich über den Fall gelacht hätten.

Nun kam die Zeit der Rekrutenvorstellung heran. Der Hauptmann ließ eines Tages die Unteroffiziere und Befreiten zusammenkommen und gab unter nicht sehr einladenden Worten seiner Gesinnung dahin Raum, indem er sagte: „Wenn die Rekrutenvorstellung zur Zufriedenheit des Herrn Generals abläuft, werde ich mich gegen Sie anerkennend erweisen, wenn die Sache aber schlecht von Statten geht, werde ich meinen gegenheiligen Gefühlen Ausdruck und Nachdruck verleihen; auch der Dummheit, der Ungeschickteste, ja sogar Kanonier H. muß auf die Fragen des Herrn Generals Bescheid wissen.“

Na, schöne Aussichten! dachte ich. Der Tag der Vorstellung erschien und mit ihm der General von Froben, eine aus dem 1870er Kriege bekannte, berühmte Persönlichkeit. Die Soldaten hatten ihn alle sehr gerne, weil er freundlich und gut war, sie nannten ihn nur den „guten Anton“. Man konnte aber oft sehen, daß junge preussische Offiziere den General hinterherum anlachten, offenbar, weil er den badischen Dialekt ungenirt sprach und sich das preussische „Gerede“ nicht angewöhnt hat. Wenn die Offiziere dann zu einer sog. Kritik zusammengerufen wurden und der alte badische General ihnen Fragen vorlegte, die sie nicht zu beantworten vermochten oder falsch beantworteten, und der General sich in Folge dessen im Sattel zornig aufrichtete und in gut badisch den betreffenden jungen Offizier anschrte: „Herr Leutnant, was Sie da sage, ischt grundsalsch!“ dann habe ich nie Einen lachen sehen.

Nun zurück zur Vorstellung.

Alles ging glatt, bis der General zum Kanonier H. kam. Lächelnd sagte Ersterer zu H.: „Na, mein Sohn, kannst Du mir sagen, was denn das für ein Ding ist?“ Dabei zeigte der General auf das Geschütz. H. gab zur Antwort: „Ho, des ischt a Kanone.“ „Weißt Du auch, was damit gemacht wird?“ „Ho, schießst“, sagte H. „Hast Du eine Freude am Schießen?“ „Nein“, gab H. zur Antwort. „Warum denn nicht?“ „Weil's so secht schnell“, erwiderte H. „Kannst Du mir auch sagen, wie ein Kanonenrohr innerhalb aussieht?“ frug der General weiter. H. wußte keine Antwort zu geben. „Na, mein Sohn, schau einmal hinein“, sagte der General. H. machte hierauf den Versuch, schloß auf und sah lange hinein. „Na, wie sieht das Rohr nun innerhalb aus“, fragte der General nochmals. Da antwortete H., indem er eine wahrheitsbewußte Miene aufsetzte: „Rublig.“ Diese

Antwort  
dann gin  
roth vor  
konnte  
essen, un  
etwas ge  
ein sold  
Diesmal  
billig we  
beantrag  
sicht H.  
wolle ih  
kommand  
ich mar

Nun an  
H. sich z  
meister n  
Als Kan  
jezt sollt  
und mit  
und Pfer  
er melder  
aber in  
er an e  
hätte kon  
Mitnahm  
Krankenz  
tauschen.

Nun g  
wieder er  
nicht alle  
sehte.

Bo  
zu  
An  
zu  
An  
Wi  
Da  
Dr  
An  
An  
Di  
Bo  
An  
Da  
Di

W  
Sa

Antwort zwang dem General ein Lächeln ab, und dann ging er weiter. Der Hauptmann aber wurde roth vor Zorn. So lange der General da war, konnte der Hauptmann uns aber nicht gut aufessen, und nachher schien sich sein Zorn wieder etwas gelegt zu haben, denn er sagte nur, daß er ein solches „Rindvieh“ noch nie gehabt habe. Diesmal kamen also H. und wir Instruktooren billig weg. Nun kam aber der Wachtmeister und beantragte beim Hauptmann, daß nach seiner Ansicht H. als Kanonier nicht zu gebrauchen sei, er wolle ihn deshalb als „Fahrer“ in den Stall kommandiren. Der Hauptmann willigte ein, und ich war herzlich froh, daß ich ihn los hatte.

Am anderen Tage morgens um 4 Uhr mußte H. sich zum ersten Mal im Stalle beim Futtermeister melden. Das war eine harte Birne für H. Als Kanonier durfte er schlafen bis 6 Uhr, und jetzt sollte er jeden Morgen um 3 Uhr aufstehen und mit den bloßen Händen den Stall misten und Pferde putzen; das wollte H. nicht recht passen, er meldete sich krank. Der böse Stabsarzt war aber in seiner Wissenschaft noch nicht so weit, daß er an einem gesunden Menschen eine Krankheit hätte konstatiren können, und so mußte H. unter Mitnahme vieler Schimpf- und Spottreden das Krankenzimmer wieder mit dem Koffstalle vertauschen.

Nun ging's ans Reiten.

Das war für unsern muthigen H. aber auch wieder ein spanisches Dorf. Ich kann die Scenen nicht alle schildern, die es bei dieser Reiterei absehte. Wenn H. genug hatte, ließ er sich einfach

vom Pferde herunterfallen. Er kam aber auch duzendemal unfreiwillig in den Sand. Kaum hatte der Reitlehrer „Trapp“ kommandirt, schrie mein H. nach Vater und Mutter und machte aber auch im gleichen Augenblick mit der lieben Erde Bekanntschaft. Wenn es da immer einen Fettflecken gegeben hätte, wo er lag, hätte die Reithahn täglich chemisch gereinigt werden müssen.

Im Stalle wollte er einmal ein Pferd, das gerne biß, schlagen. Da sagte ihm ein anderer Soldat, daß dies verboten sei, weil die Pferde „kaiserliche Pferde“ seien. Diese Worte hatten aber unserm H. einen so gewaltigen Respekt eingeblüht, daß er vor lauter Patriotismus von da ab die Pferde nur noch per „Sie“ anredete, also z. B.: Wilful, wollen Sie a bissle links geha!“ Zum Danke für diese schöne Anrede schnappte Wilful desto mehr nach H., weil dieser Wilful eben auch sah, wie muthig sein Pfleger war.

Es ging nicht lange, da wurde H. als „Fahrer“ und schneidiger Reiter wieder abgesetzt und wurde zum „Rüchendragonier Nr. 2“ befördert. Da behagte es ihm gut, denn in nicht langer Zeit trug er einen Schmerbauch herum, der einem Bürgermeister Ehre gemacht hätte.

Als die Bäume aber zum zweiten Mal seit H.'s Soldatenzeit ihren herbstlichen Schmuck anlegten und ein rauher Nordwest durch die Stoppelfelder strich, da lehrte unser muthiger H. wieder zurück zu seiner lieben Mutter, gewiß mit dem Bewußtsein, daß er viel habe mitmachen müssen, und unter dem Sange des Liedes: „Ja wir Deutsche haben's Muth.“ J. Sch.

Denk-Reime.

Von Blümlein's Rand in Sommertagen  
Zupft manches Mädchen Blatt um Blatt,  
Um holde Antwort zu erfragen,  
Zu suchen zarter Blümlein Rath.

Auf Blätter einer wilden Rose,  
Wie junge Herzen anzuseh'n,  
Da schrieb ich meine Lebensloose,  
Da schrieb ich meiner Jugend Weh'n.

Auf's erste schrieb ich gold'ne Zeichen;  
Mir war ja einst so wohl, so wohl.  
Das kleine Blättchen wollt' nicht reichen;  
Drum schrieb ich auch das zweite voll.

Auf's dritte schrieb ich bitt're Klagen;  
Auf's vierte fielen Thränen schwer;  
Die Thränenperlen konnten sagen  
Von Liebesleid und and'rem mehr.

Auf's fünfte Blatt der wilden Rose,  
Da schrieb ich hin mein letztes Wort:  
„In Gottes Hand sind Menschenloose.“  
Dies Blättlein trug ein Engel fort.

(Nach Weber)

Was das Kind auf der Straße spricht,  
Hat des Vaters oder der Mutter Gesicht.

Dreifach ist das Haus gesegnet,  
Darin mit arbeitsfroher Hand  
Jede Noth, die ihr begegnet,  
Unverzagt die Hausfrau bannt;  
Die am gold'nen Reif am Finger  
Sieht der heil'gen Treue Bild,  
Die voll Liebe und Entzagen  
Ihres Daseins Pflicht erfüllt.

Gar viele Eltern sind nur drauf bedacht,  
Die Kinder in der Welt empor zu bringen,  
Und haben nicht auf die Gefahren Acht,  
Die Nege, die sie da so leicht umschlingen.

Der Mann ist thöricht,  
Der die Menge der Freunde zählt;  
Ein Bündel Röhricht  
Hilft Dir nicht, wo ein Stab Dir fehlt.

Die träge Hand sei noch so glatt und weiß,  
Der fleißigen allein gebührt der Preis.

Wer sich nicht überwinden kann,  
Ist bald ein überwund'ner Mann.